



DIE GEWINNER

Kriminalroman

Stephan Wantzen



Plöttner Verlag
|| ||| | |||



DIE GEWINNER

KRIMINALROMAN

Stephan Wantzen

Plöttner Verlag
|| ||| | |||

Geld ist nicht alles, aber es sorgt dafür, dass die Kinder sich melden.
Stickerei auf einem Kissen im Haus von Sir Paul Getty

Montag

Schöne Hütte, dachte Heinze, Platz haben die ja, sind zu zweit, und dann so einen Kasten. Nur das Dach haben sie vergessen, flach, lang und breit ohne Ende das Ding, reichlich Grün drum herum, großzügige Einfahrt, Blick auf den See und oben nichts drauf. Wer so wohnt, hat schon was auf die Seite geschafft. Alles eins, arbeiten, essen, schlafen. Parterre, Keller und Schluss. Und dann die Möbel! Nicht ein Stück davon hätte er sich leisten können. Allein die Beleuchtung im Wohnbereich dürfte ein Vermögen gekostet haben. Dafür aber kein Boot. Eigentlich ein Wahnsinn, gerade hier ein Grundstück und dann kein Boot. Mit Schiffen könnten sie nichts anfangen, hatte Becker gesagt, als er ihn gefragt hatte, ob er segeln würde. Mit *sie* meinte er sich und seine Frau. Vielleicht auch ihren Sohn Friedrich, der seit drei Tagen verschwunden war.

Vor wenigen Minuten noch hatten sie in tiefen Sesseln gegessen und Helmut Becker zugehört. Seine Frau Gudrun war stumm geblieben. Buderstedt hatte auch nichts gesagt, nur ab und zu genickt. Der Kommissar schien sich nicht wohlfühlen. Er hatte rauchen wollen, was ihm mit mißbilligendem Staunen untersagt worden war. Dann hatte sich sein Blick auf Zeichnungen an der Wand neben der Terrassentür geheftet. Skizzen zu altem Kriegsgerät, militärischer Ausrüstung und Soldaten, die aussahen wie aus Zinn gegossen, brachen das lichte Gelb des rauen Mauerwerks. Als Becker Buderstedts Interesse wahrnahm, hatte er gequält gelächelt und von seinem Hobby erzählt.

Ein Athlet in Maßanzügen, dachte Heinze. Groß, schlank, selbstbewusst, direkt. Einer, der schon lange oben schwimmt, Respekt fordert und jedem zeigt, dass er seine Zeit nicht gestohlen hat. Ein Null-Zweifler, dessen siebenundzwanzigjähriger Sprössling

am Samstagmorgen eine Verabredung hatte platzen lassen, ohne Bescheid zu geben. Friedrich ist zuverlässig, hatte er gesagt, pedantisch zuverlässig sogar und wenn ihm was dazwischen kommt, ruft er an. Außerdem sei er telefonisch genauso wenig zu erreichen wie in seiner Schwabinger Wohnung.

Gudrun Becker muss jünger sein als ihr Mann, dachte Heinze. Eine unauffällige Erscheinung, klein, mit großen Augen und Pluderhosen, die lässig wirkten im Vergleich zur straffen Kleiderordnung ihres Mannes. Nur einmal hatte sie etwas gesagt. Als Buderstedt sie gefragt hatte, ob sie eine Ahnung habe, wo sich ihr Sohn aufhalten könne, hatte sie geantwortet, ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Fertig. Sie weiß es nicht, dachte Heinze, warum sollte sie auch. Wüsste sie es, wären wir ja nicht hierher gefahren, nach Starnberg, bei dreißig Grad an einem schönen Montagnachmittag.

Heinze wartete jetzt schon einige Minuten auf seinen Chef. Auf dem Weg nach draußen hatte Buderstedt Becker noch einmal nach seinen Zeichnungen gefragt. Das meiste seien Skizzen zu Geschützen und Gewehren, die deutsche Truppen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Südwestafrika eingesetzt hätten, hatte Heinze noch gehört, ehe er zur Treppe gelaufen war, um den schönen Seeblick zu genießen.

Buderstedt rückte seine Krawatte zurecht und stieg in ihren Dienstwagen. „Geld schafft eigene Sorgen“, knurrte er entspannt.

„Warum sollte ein erwachsener Mann nicht für ein paar Tage verschwinden, ohne daheim Meldung zu machen?“, fragte Heinze. Dann startete er den Motor.

Buderstedt nickte und steckte sich eine Zigarette in den Mund.

Waltraud Dreher, eine weitere Mitarbeiterin in Buderstedts Team, hatte zusätzliche Informationen gesammelt. Helmut Becker, geboren am dreizehnten März 1954 in Raunheim, war seit siebenundzwan-

zig Jahren mit seiner Frau Gudrun verheiratet. 1990 hatte er die Werbeagentur *Chateau 9* gegründet, eine Agentur zur *Verknüpfung von Ideen und mehr*, die mittlerweile für viele global agierende Firmen tätig war und offensichtlich hohe Gewinne abwarf. Bevor Becker in die Werbebranche eingestiegen und nach München gezogen war, hatte er in Frankfurt mit wechselndem Erfolg Comics gezeichnet und als freier Grafiker gearbeitet. Seit Jahren tauchte sein Gesicht in unterschiedlichsten Gazetten auf. Lächelnd und braungebrannt saß er zwischen Prominenten, schüttelte Hände und hielt Spendenschecks in Kameron. Über Gudrun Becker war nichts bekannt, ihr Sohn Friedrich hingegen war der Polizei zwei Mal aufgefallen. Eine Anzeige wegen Sachbeschädigung und Hinweise, die ihn in Zusammenhang mit Brandstiftung und Tierquälerei brachten, waren aktenkundig. Seit zwölf Semestern war er an der Ludwig-Maximilians Universität in München als Jurastudent eingeschrieben.

„Im Oktober 2002 ist auf einem Reiterhof am See ein Stall abgebrannt“, berichtete Frau Dreher. „Fünfzehn Pferde starben, und im Zuge der Ermittlungen wurde auch Friedrich Becker vernommen. Der Gastwirt hatte ausgesagt, einen roten Sportwagen mit Münchner Nummer eine Stunde vor dem Brand in der Nähe des Reiterhofs gesehen zu haben. Der Wagen gehörte nach seinen Angaben Friedrich Becker, der einige Jahre vorher mit seiner Mutter regelmäßig dort geritten war. Friedrich Becker konnte aber ein stichhaltiges Alibi vorweisen, und da sich der Wirt bei weiteren Angaben widersprüchlich geäußert hatte, ließ man den Verdacht fallen. Die Brandstiftung wurde bis heute nicht aufgeklärt.“

„Rote Sportwagen dürften am Starnberger See keine Seltenheit sein“, sagte Buderstedt. „Und was war mit der Sachbeschädigung?“

„Eine Schlägerei nach der Abiturfeier des Jungen. Er war betrunken und hat einen Mitschüler in einer Diskothek vermöbelt. Dabei

gingen zwei Stühle und ein Tisch zu Bruch. Die Anzeige wurde später zurückgenommen. Helmut Becker hat die Sache wohl mit ein paar Scheinen aus der Welt geschafft.“

„Also gut“, sagte Buderstedt gelangweilt und rührte Zucker in seinen Kaffee. „Ein Jurastudent mit wohlhabenden Eltern, vielleicht kein Musterknabe, aber auch kein Bengel, um den man sich große Sorgen machen müsste. Keine Anzeichen für ein Verbrechen und von seinen Eltern auch keine nennenswerten Hinweise in diese Richtung. Lassen wir es dabei.“

„Keine Freundin, keinen Studienfreund? Ich meine, sollten wir niemanden aus seinem Umfeld fragen?“ Frau Dreher schaute verdutzt in die Runde.

„Der Junge scheint sehr isoliert zu leben“, sagte Heinze. „Sein Vater hat ihn als Eigenbrödlar beschrieben. Er hat keine Freundin und seine Kommilitonen interessieren ihn nicht.“

„Machen Sie Feierabend“, sagte Buderstedt. „Schließlich beschäftigen wir uns nur mit der Familie, weil unser umtriebiger Staatsanwalt Dr. Piekenhagen uns darum gebeten hat. Kein Opfer, kein Täter, keine Ermittlungen. So ist das nun mal.“

Als Buderstedt das Polizeigebäude verließ, stand Manfred Piekenhagen in der Abendsonne und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Warten Sie auf mich?“, fragte Buderstedt.

„Auf wen denn sonst“, kam es gereizt zurück. „Helmut Becker hat mich angerufen, nachdem Sie mit Herrn Heinze sein Haus verlassen hatten. Er war schlecht gelaunt und brachte zum Ausdruck, dass er nicht den Eindruck habe, Sie würden sich sonderlich für seinen verschwundenen Sohn interessieren.“

„Tue ich auch nicht. Wenigstens noch nicht, Herr Dr. Piekenhagen. Sie wollten, dass ich Ihnen einen Gefallen tue. Gut, das habe ich getan. Ein erwachsener Mann ist verschwunden, und er verhält sich anders, als das seine Eltern von ihm gewohnt sind. Mehr hat

unser Besuch nicht ergeben. Mehr haben Herr und Frau Becker auch nicht gesagt oder sagen wollen.“

„Ich kenne Becker seit dreißig Jahren“, entgegnete Piekenhagen. „Ein Mediengigant, der uns ans Bein pinkeln kann. Ich rieche förmlich, was kommt, wenn seinem Sohn etwas zugestoßen ist.“

„Das sagten Sie schon heute Vormittag, Herr Staatsanwalt. Wir haben getan, was wir konnten. Wenn es etwas zu ermitteln gibt, ermitteln wir.“

Piekenhagen steckte sein Taschentuch weg und atmete hörbar aus.

„Die Hitze macht uns allen zu schaffen“, sagte Buderstedt in ruhigem Ton. „Fahren Sie nach Hause und lassen Sie die Fenster zu.“

Zum Abschied reichte er dem Staatsanwalt die Hand. Dann entriegelte sich mit leisem Piepen seine Fahrertür. Als er sein Auto rückwärts vom Parkplatz steuerte, hatte Manfred Piekenhagen sein Jackett ausgezogen und ging fluchend zum Fahrradständer.

Buderstedts Wohnung war schlicht möbliert. Eigentlich war es ja gar nicht seine Wohnung, sondern die eines Physikprofessors, der zwei Semester in Stanford forschen durfte. Die Terrakottaböden in Küche und Bad waren das Einzige, was ihm gefallen hatte, als er nach einem neuerlichen Streit mit seiner Frau hier eingezogen war. Und die Jalousien, die mit einem kleinen Sender hoch und runter gelassen werden konnten. Ansonsten war alles so eingerichtet, dass man ohne großes Bedauern wieder gehen konnte. Küche mit Herd, Kühlschrank und Spülmaschine, Lammellenschrank und Ikea-Sitzgarnitur im Wohnzimmer, ein Bad mit fleckigem Duschvorhang und quietschenden Handtuchhaltern sowie ein mit Bücherregalen zugestelltes Schlafzimmer, in dessen Mitte ein schmales Holzbett stand.

Buderstedt nahm eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank und kochte Kaffee. Rauchend hörte er seinen Anrufbeantworter ab. Sei

ne Frau hatte zwei Nachrichten hinterlassen. Streit hin oder her, hatte sie gesagt, er möge sich melden, so könne es auch nicht weitergehen. Was er von einem gemeinsamen Abendessen auf neutralem Boden halte, morgen zum Beispiel. Am Gärtnerplatz habe ein argentinisches Steakrestaurant aufgemacht. Dann, Stunden später: Frau Desslers Geburtstag sei in zehn Tagen, er möge das nicht vergessen. Außerdem sei er an der Reihe, sich um ein Geschenk zu kümmern.

Wenn es Maria nicht gäbe, rief niemand hier an, dachte er und schrieb „Blumen, Pralinen, Rätselhefte“ auf einen Block neben dem Telefon.

Danach saß er gelangweilt mit einer großen Tasse Kaffee im Wohnzimmer und dachte an ihre sinnlos vergeudete Arbeitszeit. Drei Stunden für nichts. Dabei hatten sie andere Fälle, die ihre Aufmerksamkeit erforderten. Pickenhagen und seine Ahnungen. Der Jurist, der hoch hinaus wollte und alte Bekannte wie Helmut Becker nicht vergrätzen durfte. Sei's drum. Ein verzogener Bengel auf Abwegen, das kam öfter vor.

Die letzten Sonnenstrahlen streiften seine Füße, die nackt auf einem billigen Couchtisch lagen. Langsam senkte sich die Jalousie nach unten. Morgen würde er Maria anrufen. Seine Frau hatte Recht. So konnte es nicht weitergehen.

Als Margret Berthold mit ihrem alten Passat den Schotterweg zum Haus ihrer Freundin hochfuhr, hatte sie eine unruhige Nacht hinter sich. Der Schlafwagen von Bologna nach München war ausgebucht gewesen, sodass ihr nur ein Sitzplatz im Großraumwagen geblieben war, um die fast achtstündige Zugfahrt hinter sich zu bringen. Zuvor war sie von Garesio über Ceva und Savona nach Mailand gefahren, nachdem sie Antonios Lieferwagen von Deutschland zurück nach Italien gebracht hatte.

Sie war müde und wollte schlafen. Lächelnd half ihr Valerie, ihre kleine Reisetasche ins Haus zu tragen. Alles war nach Plan verlaufen. Der Wagen war genauso spurlos verschwunden wie er gekommen war.

Antonio arbeitete für einige Monate in Rom, um im Auftrag einer Softwarefirma ein Projekt zu leiten. Niemand würde jemals erfahren, dass sein Lieferwagen für achtundvierzig Stunden in Deutschland gewesen war. Sein Haus und seine Garage lagen einsam in den Bergen Norditaliens, und außer ihm und Margret hatte keiner einen Schlüssel zu seinem von Unkraut und Gestrüpp überwucherten Anwesen. Nur Diebe und Vandalen hätten sie überraschen können. Antonio vertraute ihr und dass sie sein Vertrauen missbrauchen musste, war das Einzige, was sie an ihrem Plan bis heute störte. Nur hatte es keine wirkliche Alternative gegeben. Wie einen bewusstlosen Mann von gut achtzig Kilo transportieren? Wie einen großen Wagen besorgen, ohne Spuren zu hinterlassen? Wie diesen Wagen weit weg bekommen, sodass niemand ihn finden konnte? Auch dann nicht, wenn er gesehen wurde. Und dass ihn jemand hätte sehen können, war nicht auszuschließen gewesen. Ganz im Gegenteil, es war sogar wahrscheinlich. Selbst nachts oder morgens ganz früh gab es genügend Leute, die sich auf Straßen herumdrückten oder aus Fenstern gafften. Nichtschläfer, die nur darauf warteten, dass sie etwas staunen ließ. Spuren sind unsere einzigen Zeugen. Wir müssen Spuren vermeiden, wo immer es geht. Das war während der Vorbereitung des Coups ihr tägliches Credo gewesen. Ohne Spuren keine Hinweise und ohne Hinweise keine Täter. Also war Margret eines Abends auf Antonio gekommen, Antonio Rossi, ein guter Freund ihres Mannes, als der noch gelebt hatte. Sie hatten alles ausführlich durchdacht und dann beschlossen, dass es das Beste sei, es so zu machen. Offenbar hatten sie richtig entschieden. Margret hatte weder beim Abholen noch beim Zurückbringen des Wagens irgendjemanden bemerkt. Seit dem

Auszug von Antonios Nachbarn gab es dort auch niemanden mehr, der etwas hätte sehen oder hören können. Sein Haus lag verlassen gut zwei Kilometer außerhalb von Garessio und war nur durch eine steile Bergstraße zu erreichen. Zurück ins Dorf war sie zu Fuß gegangen, nachdem sie den Wagen in die Garage gestellt und eine Stunde im Haus gewartet hatte. Nichts. Außer streunenden Katzen war ihr niemand begegnet.

Vielleicht hätte sie doch in den Keller gehen sollen, um sich zu überzeugen, dass Valerie Recht hatte. Jetzt lag sie wach und spürte, wie unruhig sie war. Alles bestens, hatte Valerie gesagt, als sie sie gefragt hatte. Unser Gast fühlt sich wohl. Hat er die Nachricht geschrieben? Ja, hat er. Also gut, dann kann es ja weitergehen. Morgen früh wird sie im Firmenbriefkasten liegen, Margret. Ruh dich aus, es gibt nichts, was du tun könntest.

Stephan Wantzen Die Gewinner



Kriminalroman, 288 Seiten
 13 x 20 cm
 gebunden, ohne Schutzumschlag
 Februar 2009
 ISBN: 978-3-938442-61-6
 16,90 Euro

Friedrich Becker wurde entführt. Der biedere, nicht wirklich erwachsen gewordene Münchner Student ist „von Beruf Sohn“ und lebt nicht schlecht vom Geld seines steinreichen Vaters und Werbegurus Helmut Becker. Nach drei Tagen Funkstille tauchen erste Botschaften der Entführer auf, die jedoch eher verwirren als Klarheit schaffen. Da wird „ein Euro in gebrauchten Cent-Münzen“ gefordert und die „Mitarbeit der Presse und Polizei ausdrücklich erwünscht“. Dem Entführten geht es mit rustikalem Mittagessen und guter DVD-Auswahl (Rio Bravo, Lost in Translation, Dick und Doof, Pretty Woman, Sag niemals nie, Rambo, Armageddon, Die Reifeprüfung) in seinem Keller besser als in so manchem Hotel. Ob das daran liegt, dass die Entführer zwei charmante und weltläufige Frauen sind?

Bald stellt sich heraus, dass es sich um ein sogenanntes Gentleman-Verbrechen handelt, eine Art Deal, hinter dem jedoch ein komplexes Gespinnst aus Motiven steckt, dessen Fäden von Dresden über München bis nach Bogotá reichen. Ein bayerisches Thelma & Louise-Gespinnst, das seine Entführung so perfekt plant und so raffiniert umsetzt, dass sie allen immer einen Schritt voraus sind. Allen? Und immer?

Pressestimme:

„Es lohnt sich nicht den Literaturmarkt verstehen zu wollen. Da betritt ein Mann im besten Mannesalter von 47 Jahren das erste Mal die literarische Bühne - und siehe da, er legt einen so geschickten, so lebensnahen und originell geschriebenen Roman vor, dass man sich nur fragt: Warum hat er mit seinem Erstling so lange auf sich warten lassen.“

Thomas Schmitz-Albohn über „Die Liebe am Ende der Ehe“ im Gießener Anzeiger

Stephan Wantzen, Jahrgang 1957, war Geschäftsführer beim Rotbuch Verlag in Berlin sowie kaufmännischer Leiter der Verlage Luchterhand und Limes in München. Seit 1998 lebt er als Verlagsberater, Autor und Trainer in München. Zuletzt erschien von ihm „Die Liebe am Ende der Ehe“ (Roman) im Fischer Verlag 2006.

Autoren-Homepage: www.stephan-wantzen.de



Plöttner Verlag

